

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währ.

Ich liebte . . .

Von Joseph Bajza.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Faust Pachler.

Ich liebte glühend
Und leide noch heut,
Mein Herz ist zerrissen
Von Traurigkeit.

Mein Kummer findet
Nicht Lind'ring noch Trost,
Mein Leben durchweht schon
Des Todes Frost.

Doch findet mein Kummer
Nuch nimmermehr Trost,
Durchweht auch mein Leben
Des Todes Frost.

Mit sanfter Freude
Gedenk' ich noch heut',
O schöne Liebe,
An deine Zeit!

Eine krainische Judith.

Historische Novelle aus dem 15. Jahrhundert.

Von A. A. Babnigg.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens nach einer durchschwelgten Nacht, in welcher er sein ganzes anzuhoftendes väterliches Erbtheil im Würfelspiele verlor, trat er vor Lenkowitz hin. „Wo ist Helene, spricht, Ihr Räuber meiner Ruhe und schadenfroher Störer aller meiner Hoffnungen.“ Dabei blühten seine Augen, und seine Lippen zuckten vor Grimm.

Wolf sah mit aller Ruhe und voll Mitleid den Wüthen an.

„Gebt mir Helene, oder Euer Lebenslicht hat in dieser Minute aufgehört in der Welt zu strahlen“, rief der im höchsten Grade Aufgeregte, und stürzte auf den Alten zu, im Begriffe, seine Drohung in Erfüllung gehen zu lassen.

Wolf Lenkowitz's kräftige Hand warf ihn der Länge nach auf den Boden.

„Du hast das graue Haupt Deines Vater mit Schande bedeckt, hast meine Gastfreundschaft schändlich vergolten, und die Würde Deines Standes in den gemeinsten Staub mit Füßen getreten. Fort, aus meinen Augen auf immerdar, ich verfluche Dich im Namen Deines alten grauen Vaters!“

Der Vernichtete floh, sobald sein Bewußtsein zurückgekehrt war. Wie ein wildes Thier irrte er in den Wäldern herum, denn immer gräßlicher erschien ihm seine That. Es gibt Stunden im Leben, die das verstockteste Gemüth dann und wann

erschüttern. Und an solchen hatte Hans von Hochstraß seit jenem unglücklichen Augenblicke keinen Mangel. Ein Laster zieht wie die Lawine immer größere Massen nach sich.

Dies war leider auch hier der Fall. Hans gerieth in die Gemeinschaft des liederlichsten Gesindels, und endlich setzte er allen seinen Verirrungen dadurch die Krone auf, daß er mit schändlichen Nachrichten versehen sein Vaterland verließ, und sich ernstlich vornahm, nöthigenfalls auch dem Glauben seiner Väter zu entsagen, wenn auf diese Weise sein neues Lebensglück gegründet werden sollte.

Wie ihm dieses gelungen, haben wir in dessen Erscheinung vor dem Pascha gesehen.

Sein Einfluß wuchs seit jener Zeit mit jedem Tage, besonders dadurch, weil er dem gierigen Pascha von dem Reichtume seines Landes, von dessen weiten goldenen Weizen- und Kornfeldern, von den üppigen Wiesen und den zahllosen Heerden von Hornvieh und Schafen, sowie von dem fabelhaften Inhalte der Berge erzählte, wodurch die Lüsterheit desselben in einer Art erregt wurde, daß sie keine Grenzen kannte, so daß er den Redner im vollen Vertrauen zu dem Großvezier nach Stambul schickte, um durch ihn von dem Großherrn die Erlaubniß zu erwirken, die Feindschaft mit Croatien und Krain zu eröffnen, und in diese Länder feindlich einzufallen. Daß zur Unterstützung seines Ansuchens große und werthvolle Geschenke und noch größere Versprechungen beigelegt waren, konnte niemand in Abrede stellen, der mit den türkischen Sitten des 15. Jahrhunderts irgend in einem Grade vertraut war; zu jener Zeit waren die Großen des osmanischen Reiches nur durch namhafte Bestechungen zugänglich.

Das Vertrauen des Pascha, welches er in seinen Renegaten setzte, rechtfertigte dieser vollkommen dadurch, daß er nach kurzer Zeit mit dem gewünschten Ferman, und mit der feurigsten Versicherung der vollen Gnade und Zufriedenheit des Großherrn sowie mit jener seines Großveziers vor dem Pascha erschien.

Ueber den so glücklichen Erfolg seines Auftrages war Ali Pascha so sehr entzückt, daß er den mit seiner Sendung Vertrauten sogleich zum Aga ernannte, und ihn in die Zahl seiner vertrautesten Freunde ausnahm, ihm eine der schönsten Willen zum Geschenke machte, und dessen Serail mit den üppigsten Tschereksierinnen anfüllte, welche den Pascha manchen schweren Beutel Geldes kosteten.

Des Aga Glück war nun gemacht. Beglückt mit irdischen Gütern, im Genuße namenloser Freuden, geehrt von seinem Gebieter und Herrn, in diesen undenklichen Gaben des Glückes genöß er das irdische Paradies im vollen Sinne des Wortes. Zwar regte sich noch manchmal der innere Wurm, Ge-

wissen genannt, aber dieser gleich einem leichten Nebel, den die Sonne seines gegenwärtigen Glückes bald verschlechte.

Aber auch der Beherrscher von Bosnien schwelgte nicht minder in Glücksträumen. In Folge des großherrlichen Einverständnisses war in aller Eile ein Heer zum Kampfe ausgerüstet. Im Spätsommer des Jahres 1429 fiel seine Schaar, 10.000 Mann stark, in Croatien ein, bezwang Karlstadt, plünderte und verwüstete die Stadt durch Feuer, und ergoß sich, einem reißenden Strome gleich, über ganz Croatien aus, überall Schrecken und Angst verbreitend. Das ganze Heer eilte in großer Schnelligkeit dem Culpastrome zu, um über denselben nach Krain überzusetzen, und das Land wo möglich eher, als es sich von seinem bangen Schrecken erholen und zur Gegenwehr stellen konnte, seiner Habsucht zu opfern. Hier theilte sich das Kriegsheer in drei Zweige. Eine Abtheilung des zum Siege und Raube entflammten Heeres zog über Gottschee, Seisenberg, Reifnitz und Oblak, um dann gegen die Hauptstadt des Landes zu ziehen, eine andere über Pölland bedrohte Rudolfswerth, und die dritte stürzte über die Culpa nach Weinitz und Mötting, um von da die zweite feindliche Abtheilung vor Rudolfswerth zu unterstützen. Den Nachtrab führte der Renegat und nahm sein Hauptquartier als Aga in der Burg zu Gradaz ein. Dieser Ort war für ihn ein strategischer Punkt, denn von da aus konnte er sein, jenseits der Culpa liegendes Lager übersehen, und von allen Seiten einen etwaigen feindlichen Ueberfall bemerken. Weinitz und die ganze Umgegend war mit Feuer und Schwert unnachsichtlich in wenigen Stunden verheert, und die vor Angst und Schrecken bebenden Bewohner in Ketten und Bande geschlagen und zu Sklaven gemacht. Der Aga wüthete in dem aufgegebenen Vaterlande mit einer solchen Wuth, wie sich kaum ein Moslem, als ein geborner Feind der Christenheit, jemals erlaubt hätte. Ein gleiches bedauernswerthes Schicksal erfuhr auch durch den Pascha die von dem Erzfeinde der Christenheit überrumpelte Stadt Mötting. Auch sie unterlag dem blutdürstigen nach Beute lästernem Feinde. Ausgeplündert, ihrer Heerden und ihres ganzen beweglichen Vermögens beraubt, schmachteten die Bürger, welche dem Schwerte entgingen, in den härtesten Sklavensesseln, und die Soldateska erlaubte sich an den Weibern und Jungfrauen Thaten zu begehen, welche der Mund auszusprechen und die Feder niederzuschreiben sich scheut.

Keine Hilfe erschien in den Stunden der größten Noth und Bedrängniß.

Das Maß der schändlichen Thaten des Feindes war noch nicht voll, und die Gräuel des Renegaten hatten ihr Ende noch nicht erreicht. Das geraubte Vieh jeder Art weidete am Tage in den reichen Weizen- und Kornfeldern. Was es nicht fraß zerstampfte es, und wo vor kurzem noch der fleißigen und thätigen Menschen frohe Hoffnungen blühten, lagen die öden Felder in trauriger Verwüstung. Des Nachts wurde das gesammte geraubte Vieh in die heiligen Räume der verwüsteten Kirchen zum Hohne des frommen Christenthums unterbracht.

Den armen nun heimatlosen Bewohnern von Weinitz und Eschernembl, sowie von der ganzen Umgebung im stun-

denweiten Umkreise, welche nicht dem Schwerte verfallen waren, ging es noch viel ärger. Tag und Nacht in finstere und tiefe Keller eingesperrt, sehr selten mit der miserabelsten Kost verpflegt, lechzten die Unglücklichen nach jedem kleinsten Lästchen, und litten den heftigsten Durst, der sie zum wilden Wahnsinne trieb. Sie sehnten sich nach dem Tode, der ihnen der willkommenste Freund geworden, weil sie ihn als den wohlwollenden Erlöser ihrer namenlosen Leiden betrachteten. Dieß war der beklagenswerthe Zustand der Gefangenen und zur Knechtschaft Verdammlen. Der Renegat sah alle diese Leiden. Die namenlosen Qualen waren ein süßes Labjal seinem Herzen geworden.

Noch nicht gesättigt von diesem unaussprechlichen Jammer seiner unglücklichen Landsleute, erwachte plötzlich in ihm die Sehnsucht, noch einmal seinen Geburtsort, die Burg Hochstraf, welche am Fuße des heutigen Uskokengebirges zwischen dem jetzigen Gute Freihof und Preißegg lag, zu sehen. Nicht minder wurde in ihm der Wunsch rege, einmal noch das Antlitz seines greisen Vaters zu erblicken, obwohl er bei dem leisesten Gedanken an ihn innerlich erbebt, und wie vor einem strafenden Richter zurückschauderte, denn er erinnerte sich noch recht lebhaft des, von dessen Freunde und Waffenbruder Wolf von Lenkovitsch in seinem Namen ausgesprochenen Fluches, der ihn aus der Gemeinschaft der Christen und aus dem Verbände seines Vaterlandes zu treten wie ein Engel der Vernichtung mit flammendem Schwerte hinaus in die weite und unbekante Welt getrieben.

Bei der einbrechenden Nacht führte er jedoch trotz dieser schauerlichen Erinnerung sein Vorhaben aus, und als der Morgen graute, lag vor ihm in einer mäßigen Ferne der Ort seiner Wiege größtentheils in einen traurigen Schutthausen verwandelt. Die dachlosen, vom Feuer geschwärzten Gemäuer zeugten von der Wuth der wilden Horden, die auch diese Gegend nicht verschont hatten. Zu allen diesem ward ihm aber auch noch die ihn ganz niederschmetternde Nachricht, daß sein armer Vater schon vor einem Jahre von einem Würfelspieler aus Bengg aus seinem Wohnsitz mit Gewalt vertrieben, worüber er von innerem Gramme erfaßt über den Verlust seiner Habe und seines unglücklich ausgearteten Sohne, in kurzer Zeit im Kloster zu Landstraf starb. Da stand er, einem starren gefühllosen Felsen gleich, an welchem die Wogen der schäumenden Brandung zerschellten. Vatermörder, Verräther des Vaterlandes, wüthete es noch einmal durch sein tieferschüttertes Inneres. Es war zum letzten Male. Von nun an wich sein Schutzgeist weinend von seiner Seite. Er stand allein, ein Ungeheuer, in dem weiten Weltenraume! Beinahe vernichtet jagte er auf seinem wilden Roße durch die Nacht der Wälder nach Gradaz, seinem einstweiligen Aufenthalte zu. (Fortsetzung folgt.)

Die Sonne.

Die Inkas von Peru hatten ihre besonderen Ansichten von der Sonne. Sie wußten, daß die Sonne ein Gott und daß sie zugleich der Ahnherr ihres Hauses sei. Aber auch unter

den Inkas regten sich schon keiserliche Gedanken. Der vorletzte der regierenden Monarchen von Peru zweifelte sehr stark an der Götlichkeit seines Ahnenden, denn nach dem Einerlei ihrer Bewegungen, meinte er, gleiche die Sonne einem Stücke Vieh an einer Leine. Solche ehrenrührige Dinge, äußerte ein Inka in Peru über die oberste Gottheit seines Reiches, als bereits die Spanier den Rand der Südsee erreicht hatten! Hätten die Spanier damals schon einem dieser gekrönten Kinder der Sonne das photographische Faksimile eines Sonnenfleckens vorgelegt, dem Inka wäre gewiß bange geworden beim Anblick seines Großvaters und er hätte vielleicht sich gedacht, daß auch dort etwas faul sein müsse im Staate Dänemark.

Die meisten Sonnenflecken bestehen aus einem schwarzen Kern und aus einem Schattenrande um diesen Kern, der dunkler als der Lichtmantel der Sonne und heller als der schwarze Erscheinende Fleckstern ist. Lange Zeit stritt man sich darüber, ob die Flecken Erhöhungen oder Vertiefungen in dem Lichtmantel seien. Lalande meinte noch, das Lichtmeer der Sonne erleide eine Bewegung wie Ebbe und Flut und bei starken Ebben würden Felsen und Klippen entblößt und erschienen uns wie schwarze Flecken.

Lange noch nach Arago's und A. v. Humboldt's Tod glaubte Jedermann, daß die schwarzen Kernflecken der Sonne nichts anderes seien, als die nackte Haut des Lichtkörpers und des Urahnens der Inka von Peru. Man sprach von einer festen Kugel der Sonne, die von einem Lichtmantel umgeben wäre, der bisweilen zerreiße, um den entblößten Leib des Himmels zu zeigen. Man glaubte sogar, es könne unter jenem Lichtmantel auf der Terra firma der Sonne, wenn nicht kalt, doch kühl sein. Man dachte sich diesen Kern der Kugel auch ziemlich hell beleuchtet, obgleich die Flecken unseren Sehwerkzeugen gänzlich lichtlos erscheinen, denn auch das schärfste, künstliche Licht der Menschen, nämlich die Hydrooxygengasflamme erscheint, vor der Sonnenscheibe betrachtet, wie ein schwarzer Körper, so daß also die Dunkelheit der Kernflecken nur dem Lichtkontraste ihren Ursprung verdankt.

Im Jahre 1862 kündigte ein englischer Astronom, Herr Rasmith, dem Reichstag der britischen Naturforscher (British Association) an, er habe an den Rändern der Sonnenflecken, besonders in den Räumen, die man bisher den Schattenrand (Penumbra) der Flecken nannte, Körper wahrgenommen, die wie „Weidenblätter“ aussehen und die sich bisweilen wie Brücken über Flecken selbst hinüberlegen sollten. Ein Jahr später hatten andere Astronomen die „Weidenblätter“ auch bemerkt, aber nicht eigentlich „Weidenblätter“, sondern Reiskörner oder linsenförmige Lichtkörper. Nach späteren Astronomen erschienen die Weidenblätter oder Reiskörner eher wie Kristallnadeln, anderen wie die Ränder eines Strohdaches, endlich noch schärfere Seher verglichen sie mit einem Schwarm oder einem Geschwader von Fischen. Noch ein Schritt weiter und man wagte den Ausspruch, es könnten Organismen, das heißt belebte Wesen, sein, zumal wir wissen, daß belebte Wesen Licht und Elektrizität zu entwickeln vermögen. Damit nicht etwa ein

unvorsichtiger Leser allzu rasch sich über eine solche Kühnheit entfesse, fügen wir hinzu, daß Niemand geringer dieses große Wort gelassen ausgesprochen habe als Sir John Herschel. Die Vergleiche bestätigen sämmtlich, daß jene Körper schlanke und zugespitzte Gestalten haben. Sie sind beträchtlich länger als 200 und beträchtlich breiter als 40 deutsche Meilen, also etwa doppelt so lang, aber nicht viel breiter wie die Halbinsel Italien. Sie sind über die ganze Sonne verstreut in unparteiischer Anordnung, und nur an den Rändern der Flecken stehen sie stets nach einwärts geordnet, wie die Haare eines Pelzwerkes, oder Halme von Gräsern am Rande der Gewässer und ebenso ist bei den „Brücken“ über die Flecken eine gewisse Anordnung nicht zu verkennen, daher denn auch schon manche Beobachter Aeusserungen polarer Kräfte aus der Stellung dieser Lichtkörper wahrgenommen haben wollen. Diese Körper sind nicht ruhig, sondern sie verändern beständig ihre Lage. Zwei entfernte und getrennte Beobachter bemerkten gleichzeitig an demselben Sonnenfleck wie ein Aufruhr unter den „Weidenblättern“ entstand, welche sich mit der lobenswürdigen Geschwindigkeit von 1500 Meilen (oder fast eines Erddurchmessers) in der Minute vorwärts stürzten, um den Schlund eines schwarzen Kernflecks zu überbrücken. Die Erde blieb bei dieser Bewegung in der Sonne nicht empfindungslos, denn auf allen magnetischen Observatorien wurde ein sogenanntes magnetisches Gewitter beobachtet, alle Telegraphendrähte waren elektrisch überladen und ein Nordlicht zitterte am Himmel. Es war das nicht anders zu erwarten nach der schönen Entdeckung von Schwabe, daß die Zeiten der höchsten Frequenz der Sonnenflecken periodisch zusammenfallen mit den Zeiten der höchsten Frequenz der magnetischen „Gewitter“ auf Erden.

Die Kernflecken der Sonne, schwer sichtbar mit unbewaffnetem Auge, bedecken ungeheure Räume häufig bis zu 40 Millionen deutsche Quadratmeilen, einer ist sogar gesehen worden von 180 Millionen Quadratmeilen Oberfläche, so daß sich Sir John Herschel verbindlich machte, die Erde durch dieses Loch im Lichtmantel der Sonne hindurchzuwerfen und rings um den Rand noch einen freien Raum von 200 deutschen Meilen übrig zu lassen.

Arago erfand ein schönes Instrument, das Polariskop, mit Hilfe dessen er zu unterscheiden vermochte, ob ein Strahl aus natürlichem oder polarisiertem Lichte bestehe. Wäre die Sonne eine weißglühende Eisenkugel, so würden die Strahlen von ihren Rändern oder selbst Strahlen, die sich einigermaßen vom Mittelpunkt entfernen, Polarisationsmerkmale zeigen. Wäre sie ein feuerflüssiger Körper, wie schmelzendes Glas, so würde das gleiche der Fall sein. Die Strahlen, welche die Sonne selbst von den äußersten Rändern uns zusendet, erscheinen aber im Polariskop als sogenanntes natürliches Licht, und da nur Gaslicht natürliches Licht unter diesen Bedingungen ausstrahlt, so schloß Arago, daß der Lichtmantel der Sonne aus Gas bestehen müsse. Diese Ansicht ist noch jetzt die herrschende. Dagegen hat der französische Astronom Faye, gestützt auf die Verschärfung des teleskopischen Sehens und auf die Fortschritte der Physik und

Chemie seit Arago's Zeiten, eine neue Lehre über die Natur der Sonne aufgestellt, die wir versuchen wollen, in möglichster Kürze wiederzugeben.

Die Lichtentwicklung an der Oberfläche der Sonne kann keinem chemischen Verbrennungsprozeß zugeschrieben werden, denn dieser würde nach Helmholtz' Berechnungen unter den günstigsten Verhältnissen nur 3000 Jahre haben dauern können. Das ist einerseits zu wenig für die Lebenslust des Menschengeschlechtes und die historische Chronologie und andererseits, was viel wichtiger ist, nicht in Einklang zu setzen mit geologischen Erkenntnissen, da wir ganz sichere Urkunden besitzen, daß schon vor Hunderttausenden von Jahren auf Erden die Sonne geschienen hat und Regen gefallen ist. Die Wärme der Sonne verdanken wir vielmehr der Zusammenballung von Stoffen nach den Gesetzen der Anziehungskraft. Durch dieses Zusammenballen wurde die ursprüngliche Bewegung der Stoffe aufgehoben, und wir wissen, daß, wo Bewegung durch Widerstand vernichtet wird, eine ganz bestimmte Quantität Wärme erzeugt werden muß, nach dem Mayer'schen Gesetz, daß Wärme umgewandelte Kraft oder Bewegung ist. Die Sonne ist nach Jape's Vorstellung ein verdichteter Gasball, der durch die Verdichtung selbst einen ungeheuren Schatz von Wärme in sich eingeschlossen hat. Fänden keine innerlichen Störungen Statt, so würde dieser Gasball aus lauter konzentrischen Schichten oder lauter Zwiebelschalen von Gas bestehen, deren Temperatur von Außen nach Innen zunähme. Ein solcher Gasball könnte sich nur äußerst langsam abkühlen, denn da die von Innen ausstrahlende Wärme von jeder nächsten äußeren Gasschicht wieder verschluckt oder aufgesogen würde, so könnte die äußerste Schale dieser Gaszwiebel nur sehr wenig Wärme empfangen und ausstrahlen, so daß die Sonne den Bewohnern ihrer Planeten als ein vergleichsweise sehr kalter Körper erschiene. Allein das Innere der Sonne tauscht seine Wärme beständig mit der Oberfläche aus durch Vermittlung aufsteigender und niederstinkender Strömungen. Gelangt ein heißer Strom aus dem Innern an die kühle Oberfläche, so werden Niederschläge oder Dünste verdichtet werden. Diese, dem Gesetze der Schwere gehorchend, werden später wieder durch die äußeren Schichten in die wärmeren Sonnenschichten fallen und abermals in Gas aufgelöst werden. Auf diese Art wird die starke Wärmestrahlung der Oberfläche durch die aufsteigende Strömung gerechtfertigt. Jene Stoffe, die an der Oberfläche ihre Gasform verlieren, geben, da sie glühend werden, dem sonst lichtlosen Sonnengas eine Leuchtkraft, genau wie es bei unseren gewöhnlichen Gasflammen der Fall ist. Das Gas, womit wir unsere Zimmer und unsere Straßen erleuchten, verdankt seine Lichtwirkung nur dem Umstand, daß die Verbrennung seiner Luftarten nicht vollständig erfolgt, sondern einzelne Bestandtheile des Gases nur weißglühend werden. Wir können eine vollständige Verbrennung unseres Gases sogleich herstellen, wenn wir statt der gewöhnlichen einen sogenannten Bunsen'schen Brenner an die Gasröhre schrauben. Diese Bunsen'sche einfache Vorrichtung leitet nämlich atmosphärische Luft in die Gasflamme, worauf eine vollständige Verbrennung des Gases erfolgt, die Flamme aber bei einer auf's Höchste gesteigerten Wärmeentwicklung allen Glanz und alle Leuchtkraft verliert und sich in eine sogenannte dunkle oder finstere Flamme verwandelt, ähnlich wie auch der Weingeist eine lichtlose Flamme verbrennt. Jape stellt sich also das Innere der Sonne als einen Gasball im Zustande höchster Erhitzung vor, dessen aufsteigende Ströme dunkel, wie die Flamme eines Bunsen'schen Brenners, nach der Oberfläche gelangen, wo sich ihre Luftarten verdichten und, weißglühend erhebt, zu leuchten beginnen. Da wo der aufsteigende heiße Gasstrom den Lichtmantel verdrängt, wird sich ein Flecken zeigen.

Was wir also schwarz sehen, ist nicht ein fester kühler Körper, sondern die lichtlose heiße Gasmasse der Sonne.

Aus der Zerlegung des Sonnenlichtes in dem von Kirchhoff erfundenen Spektroskop hat sich ergeben, daß in dem Lichtmantel der Sonne Dämpfe von Nickel, Kobalt, Eisen, Mangan, Kupfer, Zink, Barium, Natrium, Magnesium, Chromium, Calcium, Aluminium, Strontium, sowie Sauerstoff und Wasserstoff gegenwärtig sind.

Dies ist in kurzen Worten das Neueste, was wir von unserer Sonne wissen oder vermuthen dürfen.

Ein Hund als Erzieher.

Bogt erzählt einen merkwürdigen Fall von Thiererziehung: „Wir fuhren eines Tages von Neuenburg nach Boudry, einem Neste an dem Eingange des Val de Travers, welches höchstens dadurch bekannt ist, daß Paul Marat, jene krächzende Hohnschreiende der französischen Revolution, wie ihn Carlyle nennt, hier das Licht der Welt erblickte. Eins der Dörfer auf dem Weg dahin (ich erinnere mich seines Namens nicht mehr genau) liegt auf einer Anhöhe, und die Chaussee führt ziemlich steil bergan, so daß die Wagen nur in langsamem Schritte gehen können. An dem Fuße dieser Steige liegt ein Landhaus. Kaum hatte unser Wägelin das Thor desselben passiert, so stürzte plötzlich ein ziemlich großer Hund mit lautem Bellen uns nach hinter dem Wagen drein, so daß das Pferd, erschreckt, schneller bergan ging. In demselben Augenblicke zottelte ein schon älterer Hund aus dem Thorwege hervor, sprang eiligst, so schnell er konnte, dem andern nach, biß ihn in den Rücken, dann in den Nacken, packte ihn am Ohre und schleppte den Widerstrebenden, der laut schrie und sich wehrte, in den Hof des Landhauses zurück. Der Besitzer des Landhauses erklärte uns die Scene, die wir mit großem Erstaunen betrachtet hatten. Der ältere Hund, welcher seit längeren Jahren auf dem Hofe war, hatte oft Schläge erhalten wegen der üblen Gewohnheit, die er hatte, die Wagen zu verfolgen. Seit Jahren war er aber deshalb nicht mehr bestraft worden, da er seine Gewohnheit gänzlich abgelegt hatte. Jetzt, wo er alt, schwach und an den Hinterbeinen halb gelähmt war, sollte ihm ein Nachfolger in einem jüngern Hunde gegeben werden, dessen Erziehung der ältere Hund sich auf die angeführte Weise angelegen sein ließ. Der Besitzer erzählte uns, daß er, selbst durch die Handlungsweise des älteren Hundes überrascht, demselben auch ganz die Erziehung des jüngeren überlassen und noch nicht nöthig gehabt habe, auch nur ein einzigesmal den jüngern zu strafen.“

Literatur.

Die soeben erschienene Märznummer der „Illustrierten Deutschen Monatshefte“ (Braunschweig, George Westermann) enthält u. A. werthvolle Beiträge von Jakob Benedek „Florenz und die Medicer“, G. Kirchhoff „die Sonne“ und Ernst Förster, der eine Biographie des Malers „Chauvin“ gibt. Die Novellistik ist durch eine Erzählung von Claire von Glümer „Dunkle Gaben“ vertreten. Interessant ist ein Artikel, welcher „die Versuchwägerungen der Herrscherhäuser“ behandelt, während uns ein Reisebericht mit höchst anschaulichen Illustrationen in andere „höhere Regionen“ nämlich unter die Cosmos — führt.

Von dem Bande V des „Illustrierten Familienbuchs“ des Oesterreichischen Lloyd liegt uns das 5. Heft vor. Es bringt ein Gedicht von R. Hamerling „die Entdecker des Meeres“, eine Erzählung von Julius „Konflikte“, eine kulturhistorische Skizze von Th. Lau „das moderne Familienleben“, eine ethnographische Skizze von Kohn „die Walachen und Rumänen“, ferner „Schilderungen aus der Heimat und Fremde“ und „Literaturbericht.“ Drei Stahlstiche zieren wie gewöhnlich das Heft.